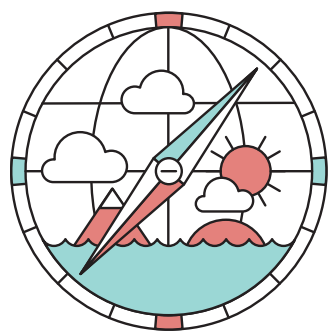


HIN UND WEG



Maden an Bord

Fluglinien erlauben nur kleine Hunde und Katzen in der Passagierkabine. Aus guten Gründen.

Lebendige Tiere sind in der Passagierkabine eines Flugzeugs nicht erlaubt. Eigentlich. Denn wie so oft misst der Mensch auch in diesem Fall mit zweierlei Maß. Hunde und Katzen nämlich, jedenfalls wenn sie nicht allzu groß und schwer sind, müssen keineswegs zwingend im Frachtraum verstaut werden. Sondern dürfen mit Herrchen und Frauchen weit aus bequemer in der Economy oder gar Business Class reisen.

Das mag daran liegen, dass Hunde wie Katzen oftmals nicht in erster Linie als Tiere, sondern als Kinder- oder Enkelersatz angesehen werden und dementsprechend als integraler Bestandteil der Familie gelten. Entsprechend werden sie auch von den Fluglinien behandelt: So jemanden sperrt man nicht in den finsternen Gepäckraum. Schon bei Hamstern, Meerschweinchen, Zwergkaninchen und Wellensittichen sieht die Sache anders aus. Obwohl ihr Niedlichkeitsfaktor nur unwesentlich geringer ist als der von jungen Dackeln, gelten für sie dieselben Regularien wie für Geckos und Schlangen: Zutritt verboten! Bei Nagern und Vögeln fänden sich womöglich noch etliche Fürsprecher, weshalb Fluglinien da mit ihrem Bann durchaus einen Konflikt mit ihrer Kundschaft riskieren.



Alter Fisch ist als Proviant auf längeren Flugreisen eher nicht so gut geeignet. FOTO: IMAGO STOCK&PEOPLE/WESTEND61

Doch spätestens an Reptilien wie den genannten, die ja durchaus beliebte Haustiere sind, scheiden sich die Geister ziemlich klar: Jene, die ihnen ablehnend gegenüberstehen, dürften deutlich in der Mehrheit sein. Zumal dann, wenn Geckos und Schlangen sich an Bord eines Flugzeugs unmittelpbar in einem Handgepäckfach über oder aber unter dem Sitz vor einem befinden. Vollends klar auf der Hand liegen die Dinge in puncto gesellschaftlicher Akzeptanz schließlich bei Maden. Erst recht, wenn sie nicht auf der Hand herumkrabbeln, sondern in den Haaren oder im Ausschnitt. Entsprechend schrill wird unlängst das Geschrei an Bord eines Flugzeugs auf dem Weg von Amsterdam nach Detroit gewesen sein, als sich ein kleines Roll- oder in diesem Fall besser: Robbkommando über die Passagiere hergemacht hatte, um ihnen den Flug, nun ja: madig zu machen.

Tatsächlich drehte der Pilot kurz vor Manchester bei und kehrte nach Amsterdam zurück. Ob er befürchtete, dass die Passagiere den Maden weitere sechs Flugstunden nervlich nicht gewachsen wären oder er persönliche Konsequenzen in den USA fürchtete, wo man nicht einmal einen Apfel einführen darf, weil die fremden Kerne das heimische Ökosystem potenziell gefährden – darüber ist nichts bekannt.

Was man durchaus herausgefunden hat, ist, woher die Maden gekommen sind: aus dem Handgepäck eines der Passagiere nämlich. In dessen Koffer fand sich in Zeitungspapier eingewickelter Fisch, der offenkundig schon seit geraumer Zeit nicht mehr tauglich war für die Herstellung von Sushi. Unklar wiederum ist: Wie haben es Fisch und Maden durch die Sicherheitskontrolle geschafft? Und was hatte der Passagier mit diesem kulinarischen Notfall vor?

Zurück am Flughafen in Amsterdam hat man sich mit diesen Fragen jedenfalls nicht lange aufgehalten. Stattdessen wurde kurzer Prozess gemacht und das Gepäckstück mitsamt Inhalt verbrannt. Von dem erbotenen Aufschrei einer Tierschutzorganisation ist nichts bekannt. Nach allem, was man weiß, kamen keine Hunde und Katzen bei dem Vorfall zu Schaden.

Stefan Fischer



Dem Autor ist der innere Schweinehund Haustier genug.

Haus mit Charakter

Außen Beton, innen umwerfend wohnlich: Wie ein Hotel im Gebirge heute sein kann, zeigt der Architekt Gion Caminada mit dem Maistra 160 in Pontresina. Irritationen erwünscht.

Von Hans Gasser

Mit Gebäuden ist es manchmal ähnlich wie mit Menschen: Wer auf den ersten Blick als schön erscheint, kann sich nach einiger Zeit als etwas langweilig, ja sogar als unsympathisch erweisen. Umgekehrt stellen sich etwas eigenwilligere Physiognomien oftmals auf Dauer als interessanter, tiefgründiger und auf ihre Art schöner heraus.

So gesehen ist es nicht Liebe auf den ersten Blick, die einen beschleicht, wenn man in dem von Gründerzeit-Hotels und alten Bündnerhäusern dominierten Dorfzentrum Pontresinas vor dem neu gebauten Hotel Maistra 160 steht. Plattenbau? Grandhotel ohne Stuck? Oder doch etwas ganz Eigenes? Während man darüber noch sinniert, steht man schon drin, in einem großen Raum, der zugleich Lobby, Bar und Restaurant ist. Grün schimmernder Terrazzoboden, eine lange Nussholzbar, die den Raum teilt in Rezeption und Restaurant. Schlichte, skandinavisch anmutende Tische und Stühle und das alles erleuchtet von Lustern, die ihre historischen Vorbilder aus den benachbarten Grandhotels gekonnt persiflieren, indem sie fast alles weglassen – bis auf die kranzartige Struktur und das warme Licht, das sie spenden.

Hier kommen wir uns schon näher, Maistra! Man fühlt sich gleich wohl in dem hellen, warmen Haus. Von der freundlichen Rezeptionistin in den dritten Stock begleitet, folgt jedoch gleich die nächste Irritation: Die Flure zu den Zimmern bestehen aus reinem Sichtbeton, als einziger Farbtupfer dienen gelbe Stablampe an den Wänden und ein roter Rollteppich, der nur die Hälfte des Bodens bedeckt. Aber was ist das? Am Ende des Flurs ein großes Bild, auf dem Pontresina zusehen ist, mit Kronenhof, Kirche und den verschneiten Bergen darüber. Nein, ist gar kein Bild, sondern ein bodentiefe Fenster, das echte Dorf einrahmt! Das Weglassen alles Überflüssigen, so viel hat man schon mal gelernt, wurde hier zum Prinzip erkoren.

Als die Tür zum Zimmer aufgeht, strömt ein Wohlgeruch in die Nase, der einen sofort wieder wissen lässt, wo man ist: stark, herb-süß, unverkennbar – Zirbenduft. Das astreiche Holz, seit Jahrhunderten der edle Baustoff für Bauern- und Wirtsstuben in den hohen Alpentälern, bedeckt hier nur den Boden und rahmt das Bett ein. Sonst sind die Wände verputzt, und an der Decke über dem Bett prangt der giftige lila Eisenhut. In jedem Zimmer, so erfährt man später, ist es eine andere gemalte Blume, die den Gast in farbige Träume geleitet. Ebenfalls in jedem Zimmer befindet sich eine „Stüvetta“, eine kleine Stube aus Zirbenholz und mit einer lederbezogenen Liege versehen. Hier kann man die Schiebetür zuziehen, die Mitreisenden mitreisende sein lassen und in die unvergleichlichen Oberengadiner Berge schauen, bis einem die Augen zufallen.

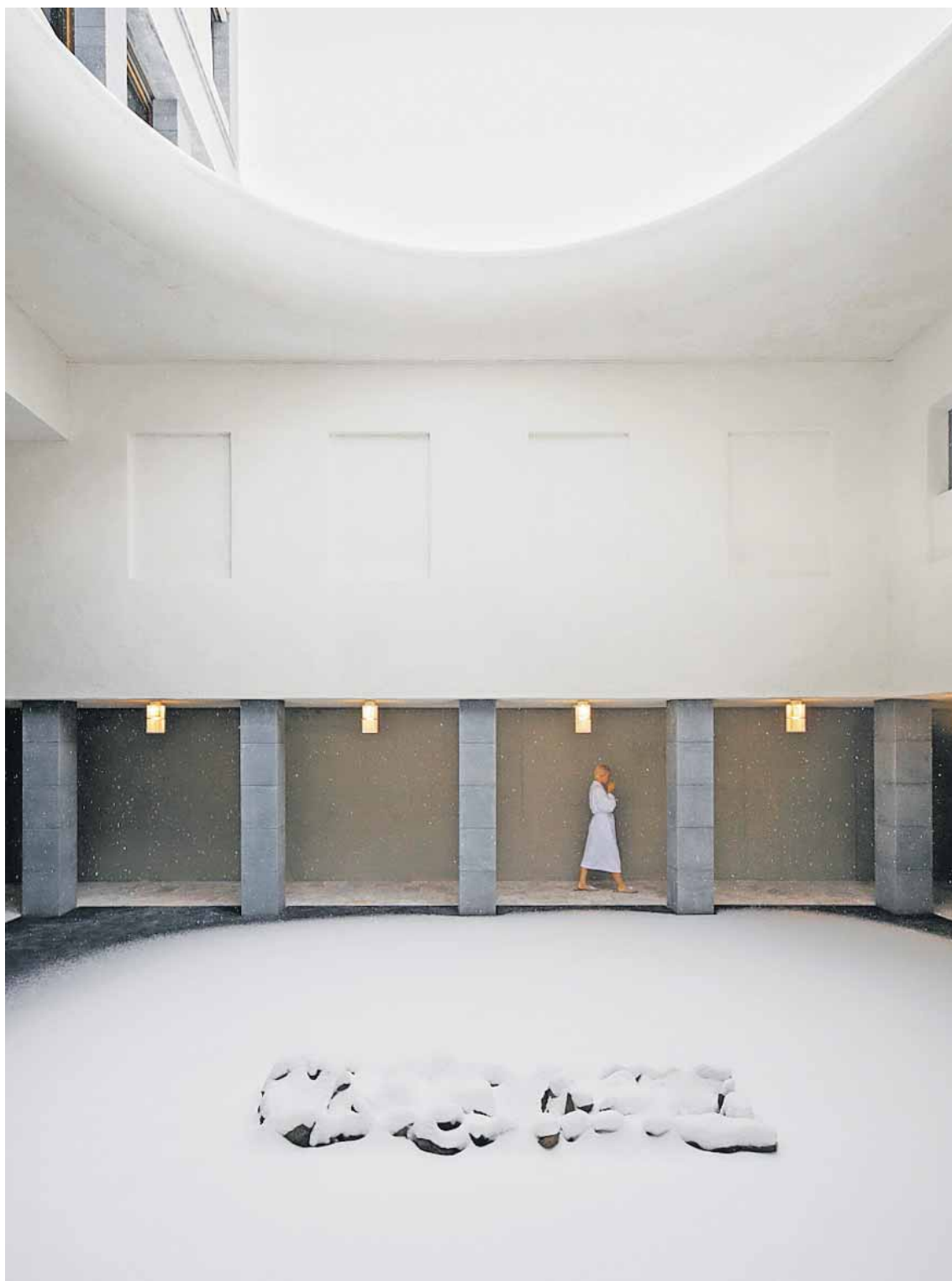
All diese originellen Details und Weglassungen seien in einem intensiven Austausch mit dem Architekten Gion Caminada entstanden, erzählt die Hotelbesitzerin Bettina Plattner, die zusammen mit ihrem Mann Richard schon mehrere alte Hotels im Engadin aufgemöbelt und geführt hat, bevor sie dank einer großen Erbschaft ihren Traum eines eigenen Hauses verwirklichte – was ihr 35 Millionen Franken wert war. Ihr sei es wichtig, sagt sie, mit dem Hotel in zentraler Lage auch das Dorf zu bereichern, und da habe sie in Caminada einen Architekten gefunden, der große Erfahrung mit dem zeitgemäßen Bauen in alpinen Dorfkernen hat.

Man hat es bei diesem Buch mit dem Werk eines Hochstaplars zu tun. Wer wüsste das besser als der Autor selbst, der spanische Grafiker und Texter José Luis González Macías. Er sei kein Fachmann auf dem Gebiet der Leuchttürme, teilt er gleich im ersten Absatz seines Vorwortes mit und nennt sich selbst eine Landratte. Er habe noch nicht einmal, schreibt er weiter, auch nur ein einziges der drei Dutzend Bauwerke, die sein „Kleiner Atlas der Leuchttürme am Ende der Welt“ würdigt, jemals besucht.

Trotzdem hat das spanische Kulturministerium die Originalausgabe 2020 als schönstes Buch des Jahres ausgezeichnet. Ohne Kenntnis der Konkurrenz lässt sich sehr wohl behaupten: eine vorzügliche Wahl. González Macías faktenhubert nämlich nicht mit technischen Details, es geht ihm auch nicht um Seemannsgarn und schon gar nicht um Superlative. Sondern um Geschichten.

Um Gerüchte und Geheimnisse einerseits, um die Leidenschaft von Ingenieuren und Architekten andererseits. Nicht zuletzt haben es ihm auch Kuriositäten angetan. Und all diese Geschichten verwebt er mit seinen Illustrationen, die die Realität wiedergeben und zugleich Stimmungen erzeugen, die es erst einmal nur in der Fantasie des Grafikers gibt oder die ihren Ursprung in den Anekdoten haben, die González Macías recherchiert hat.

Von jedem der Leuchttürme hat er eine grob pixelige Zeichnung angefertigt, eine Nachtszene jeweils in Schwarz, Weiß und



Gion Caminada, Professor an der ETH Zürich, ist bekannt dafür, dass er mit seiner Architektur entlegene Dörfer und Orte in den Berggebieten aufwertet, indem er Gemeindesäle, Schulhäuser und sogar Ställe und Schlachthäuser baut. Sinnstiftende Bauten, die im besten Fall Dorfleben ermöglichen und die Menschen vom Abwandern in die Städte abhalten. Touristische Architektur hat er bislang wenig gemacht. In Pontresina, so erzählt er, habe ihn die Möglichkeit gereizt, in dem Ort voller historischer Hotels darüber nachzudenken, was heute ein Hotel in diesem Kontext leisten muss. „Wir können heute ja nicht mehr so bauen wie zur Zeit der Grandhotels“, sagt er. Auf die Irritation angesprochen, die die Fassade auslösen kann, sagt er: „Das freut mich, denn dann hat das Haus Charakter und eine Eigenständigkeit.“ Und dann erklärt der Baumeister, dass die Fassade von der symmetrischen Anordnung der in alle vier Himmelsrichtungen zeigenden Zimmer bestimmt wurde. Die Form kam durch die Funktion. Und viele der schönen und funktionalen Möbel im Hotel hat der gelernte Schreiner selbst entworfen.

Wie das Hotel einen Mehrwert fürs Dorf schaffen soll, zeigt Bettina Plattner mit großer Begeisterung. Da ist zum einen das Restaurant zur Straße hin, das für alle zugänglich ist. Dazu Caminadas gelungene moderne Interpretation der Zirbenstube, mit Sichtbeton, Täfelung und blau bespannter Kassettendecke, die als Separee

her stand und abgerissen wurde, gab es eine viel besuchte Nachtkneipe. „Die wollten wir dem Dorf nicht wegnehmen.“ Deshalb gibt es nun wieder einen Pöstli-Keller mit langer Theke und vom Künstler gestalteten Sitzmöbeln. Ein Treffpunkt für Einheimische und Gäste mit regelmäßigen Live-Konzerten. Der örtliche Jugendverein dürfe den Raum etwa zehnmal im Jahr gratis nutzen, so Plattner.

In der Creative Box, einem Atelier, das acht Stunden täglich geöffnet ist, amtiert ein Industriedesigner, der Kinder und ausdrücklich auch Erwachsene anleitet, wie sie mit allerlei Geräten von der Nähmaschine über den Laser-Cutter bis zum 3-D-Drucker schöne Dinge herstellen oder Gebrauchtbesitz upcyclen können. „Das Atelier ist immer voll, Einheimische und Gäste sind gut gemischt.“

Den Gästen vorbehalten hingegen ist das wirklich besondere Spa, das der Architekt um einen „Kreuzgang“ herum angeordnet hat: Ein von Pfeilern getragener Innenhof, dessen große, runde Dachöffnung das darüber aufragende Hotel und den Himmel einrahmt und an Werke des Lichtkünstlers James Turrell erinnert.

Wichtig war den Erbauern auch der Mehrwert fürs Dorf



Illustrationen, die aus Fantasie und Anekdoten entstehen, schmücken das Buch. FOTOS: JOSÉ LUIS GONZÁLEZ MACÍAS / MARE VERLAG

Türkis – sowie einem dezenten Gelbton für das jeweilige Leuchtfeuer. Dazu, auf der folgenden Doppelseite, eine schematische Skizze wie in einem Bauplan mit dann doch – indes sehr knapp gehaltenen – technischen Angaben sowie eine großzügige mehr See- als Landkarte, in der der jeweilige Leuchtturm verortet ist.

In diesen scheinbar schlichten Illustrationen kann man sich verlieren, sie bedienen die romantische Vorstellung von einem Eremitendasein am Meer, zugleich ist in ihnen das Gefährliche, Abweisende, Einsame einer Leuchtturmwärter-Existenz enthalten. José Luis González Macías verbindet in den Zeichnungen sehr elegant das Zivilisatorische mit dem Außerzivilisatorischen.

Und er hat ein Faible für das Scheitern: von Ingenieuren, von Leuchtturmwärtern, von Politikern. Der aktuelle Eddystone-Leuchtturm vor der englischen Hafenstadt Plymouth etwa ist bereits der fünfte an diesem Standort, einige Vorgängerbauten haben den Wettern nicht standgehalten. Anderen Leuchttürmen ist irgendwann einmal das Personal auf rätselhafte Weise abhandengekommen, woraus sich mitunter Spukgeschichten entwickelt haben.

Um in diesen „Kleinen Atlas der Leuchttürme“ aufgenommen zu werden, qualifiziert aber auch eine tragikomische Schaurie wie diese: Im 19. Jahrhundert stritten Mexiko und Frankreich um die Clipperton-Insel, ein Atoll im Pazifik. Um Machtansprüche zu manifestieren, errich-



Ohne Alpenklischees: Der „Kreuzgang“ mit der runden Dachöffnung ist das Herz des Spa, die Flure aus Sichtbeton sollen nur auf die gemütlichen Zimmer hinweisen, jedes mit einem Separee aus duftendem Zirbenholz. FOTO: MAIK RABENSTEINER, GASSER (2)



Man kann hier, fast sakral gestimmt, nach der Sauna oder dem schwarzen Basalt-Dampfbad an der frischen Bergluft wandeln, bevor man sich hinter sieben Meter hohen Glasscheiben im Ruhebereich vor einen aus Tessiner Marmor gebauten Kamin setzt und die Füße wärmt. Spätestens dann wird einem klar, dass dieses Hotel, bei dessen Ausstattung viel Geld, guter Geschmack und handwerkliche Meister-schaft eine seltene Symbiose eingingen, nicht zufällig hier im „Bergsteigerdorf“ Pontresina entstand und nicht etwa im benachbarten, eher auf luxuriöse Äußerlichkeiten bedachten St. Moritz.

Hotel Maistra 160 in Pontresina, DZ ab 340 Franken (ca. 360 Euro), maistra160.ch

Hinweis der Redaktion: Die Recherchereise für diese Ausgabe wurden zum Teil unterstützt von Veranstaltern, Hotels, Fluglinien und/oder Tourismus-Agenturen. Ein Teil der vorgestellten Produkte wurde der Redaktion von den Herstellern zu Testzwecken zur Verfügung gestellt und/oder auf Reisen präsentiert, zu denen Journalisten eingeladen wurden.

teten Franzosen auf Clipperton einen Leuchtturm. Dauerhaft niedergelassen haben sie sich dort jedoch nie, heute ist Clipperton unbewohnt. Zwischenzeitlich gab es allerdings eine Art Sekte dort, die ein tragisches Ende genommen hat. In Betrieb war der Leuchtturm lediglich von 1906 bis 1917 und dann noch einmal von 1935 bis 1938.

Es bleibt kaum aus, dass Größenwahn eine Rolle spielt in diesem „Kleinen Atlas“ – ohne den Erhabenheit und Eleganz aber kaum zu haben sind. González Macías nennt Beispiele, wonach vor allem aus Metall gefertigte Leuchttürme erst einmal ausgestellt worden sind, unter anderem auf Weltausstellungen, um von Massen bewundert zu werden, ehe sie an ihren entlegenen Bestimmungsort verbracht und dort endgültig aufgerichtet worden sind. Gleich der erste Leuchtturm in dem Buch, der von Stanislaw-Adschol vor der Küste der Ukraine, in der Mündung des Dnjepr ins Schwarze Meer erbaut, ist eine unerwartet filigrane Metallkonstruktion. Entsprechend würdigt González Macías dessen Architekten Wladimir Schuchow.

Es ist diese Empathie, die José Luis González Macías reinwäscht von dem gegen sich selbst gerichteten Vorwurf der Hochstapelei.

Stefan Fischer

José Luis González Macías: Kleiner Atlas der Leuchttürme am Ende der Welt. Aus dem Spanischen von Kirsten Brandt. Mare Verlag, Hamburg 2023. 160 Seiten, 36 Euro.